

**Emma Kann**

Gefördert durch:  
Deutscher Literaturfonds e. V.  
Georg und Franziska Speyer'sche Hochschulstiftung  
Institut für deutsche Literatur und ihre Didaktik,  
Goethe-Universität Frankfurt a. M.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet  
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Mit freundlicher Genehmigung von Ruth Frenk  
© 2022 Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Leipzig  
Inh. Dr. Nora Pester  
Haus des Buches  
Gerichtsweg 28  
04103 Leipzig  
[info@hentrichhentrich.de](mailto:info@hentrichhentrich.de)  
<http://www.hentrichhentrich.de>



Lektorat: Philipp Hartmann  
Umschlag: Gudrun Hommers  
Gestaltung: Michaela Weber  
Druck: Winterwork, Borsdorf

1. Auflage 2022  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-95565-560-0



**Emma Kann**  
Autobiographisches Mosaik.  
Betrachtungen und Erlebnisse

Herausgegeben von  
Carola Hilmes



HENTRICH  
& HENTRICH



# Inhalt

„Das war die Mühe eines Lebens wert“

Carola Hilmes 7

Vorwort 21

## 1. Betrachtungen 25

Wenn ich ein Gedicht schreibe ... 27

Das Ich, das Du und der Andere 33

Zum Problem des Zeitbegriffs 39

Bemerkungen zu dem Begriff „Gott“ in meinen Gedichten 43

Gedanken über das Nichts 47

Identitätserlebnis 53

Zur Anatomie der Dankbarkeit 67

Die Natur 73

Mein Judentum I 83

Mein Judentum II 93

## 2. Erlebnisse 105

Kind und Krieg 107

Emmeles Garten 119

Weihnachten an der Ruhr 131

Fahrt in den Frühling 139

Frankfurter Zwischenspiel 153



*Emma Kann am Telefon, 2003, aus dem Bestand des  
Deutschen Exilarchivs 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek,  
Nachlass Emma Kann EB 91/053*

# „Das war die Mühe eines Lebens wert“ Carola Hilmes

Emma Kann erinnert sich ganz ohne Groll an das Land ihrer Kindheit, an die Häuser und Straßen in Frankfurt, die Geräusche der Stadt, die Bäume und Blumen im Garten und an die Begegnungen mit den Menschen dort. Die Rückkehr der Emigrantin aus New York nach Konstanz am Bodensee 1981 ist auch eine „Heimkehr in die Sprache“, eine Rückkehr in eine für sie ‚fremde Vertrautheit‘ nach fast 50 Jahren Exil. „The Land of My Childhood“, ein Gedicht aus dem Jahr 1973, ist auf Englisch geschrieben. Erschienen ist es zusammen mit anderen Gedichten – z. B. mit „Heimatlos“ (1933) – in der Zeitschrift *Exil*, wo auch eine von Emma Kann verfasste „Biographische Notiz“ abgedruckt ist:

7

„Ich wurde am 25. Mai 1914 in Frankfurt am Main geboren, ging dort zur Schule und machte im Frühjahr 1933 das Abitur. Eigentlich hatte ich Soziologie studieren und Journalistin werden wollen. Da dies nicht mehr möglich war, wanderte ich im September 1933 nach England aus. Zunächst lebte ich als Au-pair-Schülerin in einer Boarding-School in Brighton, später zeitweise als Lehrerin an einer anderen Schule in Sussex und zwischendurch in London. 1936 fand ich eine gesicherte Arbeitsmöglichkeit in einem Geschäft in Antwerpen. Als ich an Weihnachten 1936 meine Mutter in

Frankfurt besuchen wollte, wurde mir trotz eines gültigen Reisepasses die Einreise an der deutsch-belgischen Grenze verweigert. Der Beamte zeigte mir meinen Namen auf der Liste, nach der er sich richten mußte. Daher floh ich sofort nach Frankreich, als die deutsche Armee im Mai 1940 in Belgien einmarschierte.“ (*Exil*, 1986, Nr. 1, S. 66)

Für vier Wochen kam Emma Kann in das Internierungslager in Gurs, wo sie Hannah Arendt kennenlernte, fuhr dann mit gültigen Entlassungspapieren nach Marseille und konnte schließlich 1942 über Casablanca nach Havanna auswandern, wo sie sich zwei Augenoperationen unterziehen musste. Im März 1945 erreichte sie die USA und ab 1951 arbeitete sie in New York für die Organisation „Friendship Among Children and Youth“. Ihre Sommerferien verbrachte die 1969 erblindete Autorin in Österreich und in der Schweiz. Von dem Potsdamer Romanisten Ottmar Ette zu ihrem Schreibverfahren nach der Erblindung befragt, erläutert Emma Kann:

8

„Vorher habe ich mit der Hand geschrieben, jetzt diktiere ich in das Tonbandgerät. Ich habe zwei Apparate, und ich schreibe mehr oder weniger aus dem Unbewußten heraus. So, daß Form und Inhalt sich in mir unbewußt verbinden. Ich diktiere in den Apparat, ohne dabei bewußt zu denken, das ergibt sich eben so. Wenn ich das Rohmaterial habe, diktiere ich es von einem Apparat auf den anderen, mach' meine Korrekturen und schärfe die Form und natürlich auch den Inhalt. Dabei gibt es ganz große Veränderungen. Aber die ursprüngliche Form kommt unbewußt zusammen mit dem Inhalt. Deshalb sind die Formen meiner Gedichte sehr verschieden.“ (*Exil*, 1993, Nr. 2, S. 36)

In diesem Interview stellt sich Emma Kann in die Tradition automatischen Schreibens, wie es der französische Surrealist André

Breton propagiert hat. In New York nahm Emma Kann Kurse (*poetry workshops*) bei dem englischsprachigen Lyriker und Essayisten W. H. Auden. Ihr Schreiben enthält also vielfältige, durchaus unterschiedliche Einflüsse, zu denen nicht zuletzt die deutsche Literatur und Kultur zählen. In ihren Gedichten geht es Emma Kann darum, das Erlebte in Worte zu fassen, sie können demnach als ein ‚lyrisches Tagebuch‘ gelesen werden. Im Hartung-Gorre Verlag in Konstanz sind vier Gedichtbände erschienen: *Zeitwechsel* (1987; vergriffen), *Im Anblick des Anderen* (1991; vergriffen), *Strom und Gegenstrom* (1993) und *Im weiten Raum* (1998). Die Titel benennen die ihr wichtigen Themen: Raum und Zeit, das Verhältnis von Ich, Du und dem Anderen sowie einen pulsierenden Lebensstrom, der auf die Ganzheit der Natur verweist.

Über Emma Kann ist nur wenig bekannt. Die Zeitschrift *Mnemosyne* (1998, Nr. 24) hat außer Gedichten auch einige „Autobiographische Bruchstücke“ publiziert. Diese Prosatexte gehören heute zu ihrem Nachlass, der im Exilarchiv der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) in Frankfurt am Main aufbewahrt wird, die in ihren Ausstellungen wiederholt auf Emma Kann hingewiesen hat. Eine Zeile aus ihrem 1933 verfassten Gedicht „Heimatlos“ lieferte den Titel für eine Ausstellung des Deutschen Exilarchivs, die 2012 gezeigt wurde: „Fremd bin ich den Menschen dort“. Die Emigration, das Leben in der Fremde, das sehr viele, die vor dem Nationalsozialismus aus Deutschland fliehen mussten, als besonders beschwerlich beklagten – vor allem die fremde Sprache war für die Schriftsteller und Schriftstellerinnen ein besonderes Handicap –, erhält bei Emma Kann einen leicht melancholischen Unterton, der implizit zur leisen Anklage wird: „Fremd bin ich hier und fremd bin ich dort und nirgends bin ich bekannt, / und wandre ich auch über Hügel und Meer, / ich finde kein Heimatland.“ Die Emigration beschreibt aber nur einen Teil ihres Werkes. Die späteren Gedichte und vor allem die Prosatexte sind noch zu entdecken. Als Emma Kann am 19. Januar 2009 in Konstanz starb, widmete ihr Sylvia Asmus von



der DNB einen Nachruf, der das Gedicht „Erinnerungssturm“ (1994) einschließt, das mit den lebensbejahenden Versen endet: „Ich war so reich, ich war so unversehrt. / Das war die Mühe eines Lebens wert“.

Das hier erstmals publizierte *Autobiographische Mosaik* ist kein festes, von der Autorin selbst geordnetes Textkorpus. Die zwischen 1986 und 1992 geschriebenen Texte sind ein unabgeschlossenes Projekt (*work in progress*). Der Titel bereits hebt den Fragmentcharakter der Lebensbeschreibung hervor. Für alle erhaltenen Fassungen des *Autobiographischen Mosaiks* gilt die Trennung von poetologischen Essays (*Betrachtungen*) einerseits und Lebenserinnerungen (*Erlebnissen*) andererseits, wobei das Allgemeine dem Individuellen vorangestellt ist. Die hier vorgelegte Auswahl-edition des *Autobiographischen Mosaiks* enthält die wichtigsten poetologischen und philosophischen Überlegungen Emma Kanns sowie die Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend in Frankfurt am Main während der Zwischenkriegszeit. Die Edition folgt dem Typoskript (Nachlass Emma Kann: EB 91/053), das einige wenige handschriftliche Korrekturen enthält. Offensichtliche Tippfehler wurden stillschweigend korrigiert, die alte Rechtschreibung wurde beibehalten ebenso wie einige Eigenheiten der Autorin.

Mein Dank gilt zum einen den Mitarbeiterinnen des Exilarchivs für ihre Unterstützung bei meinen Recherchen, zum anderen Ruth Frenk, der Nichte von Emma Kann, die die Rechte am Werk ihrer Tante besitzt und einer Veröffentlichung zugestimmt hat. Ermöglicht wurde die Publikation durch eine Finanzierung des Deutschen Literaturfonds in Darmstadt, der Georg und Franziska Speyer'schen Hochschulstiftung sowie der Goethe Universität Frankfurt am Main. Außerdem gilt mein Dank dem Verlag Hentrich & Hentrich für die Aufnahme des *Autobiographischen Mosaiks* in sein Programm, was sicherlich eine weitere Popularisierung der Autorin befördert, denn Emma Kann darf auch in unserer Zeit Aktualität beanspruchen: Das betrifft ihr Verständnis von Natur und

ihr auf Dialog angelegtes Schreiben, das den Anderen an die erste Stelle setzt.

★

Das *Autobiographische Mosaik* ist ein Alterswerk. Die „Erlebnisse“ sind zwar chronologisch geordnet, aber von Reflexionen und Kommentaren der Autorin durchsetzt. Emma Kann geht es dabei nicht um eine Analyse der historischen Situation, sondern sie schreibt aus ihrer persönlichen Perspektive (bzw. deren Erinnerung) und setzt dabei auf Beobachtungen und Stimmungen. Die Autobiographin nimmt zwar die Ausgrenzung und Diffamierung der Juden seit Beginn der 1930er Jahre wahr, wie ihre Texte „Weihnachten an der Ruhr“, „Fahrt in den Frühling“ und „Frankfurter Zwischenspiel“ zeigen. Aber das politische Geschehen ist nur ein Aspekt ihrer vor allem positiven Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend. Die negativen Erlebnisse gewinnen erst in der Retrospektive an Bedeutung: Bei dem Weihnachtsbesuch in Mühlheim 1929 wird die fünfzehnjährige Emma Kann erstmals mit marodierenden Kommunisten konfrontiert; beim Besuch in Zürich im Frühling 1933 hört sie eine Rede von Goebbels im Radio, die sie und ihre Schweizer Freunde sehr erschreckt. Ihre Erinnerungen an ein Praktikum in einer Frankfurter Bank gleich nach dem Abitur 1933 schildern sehr genau das antisemitische Klima der damaligen Zeit; dieser Text war bereits in *Mnemosyne* (1998) unter dem Titel „Gleichschaltung“ veröffentlicht worden.

Dass Kindheit und Jugend in Frankfurt ihr vor allem ein positives Lebensgefühl vermittelten, hat mit der Geborgenheit in der Familie zu tun. Emma Kann wächst mit ihrer Mutter und ihrer älteren Stiefschwester im Frankfurter Westend in einer Fünzimmerwohnung auf; der Vater war bereits 1915 verstorben, hatte Schulden hinterlassen, weshalb zwei Zimmer untervermietet wurden und die Mutter arbeiten musste. Eindrücklich beschreibt Emma Kann ihr naiv anmutendes Vertrauen in die Menschen ihrer Umgebung in

„Emmeles Garten“; hier, im Garten der Freundin ihrer Mutter, wird die Grundlage für ihr ‚ÜberLebensWissen‘ (Ottmar Ette) gelegt, das eng verbunden ist mit der Gewissheit der Eingebundenheit des Menschen in eine sich stets erneuernde Natur.

Emma Kann wählt den Essay (in der Tradition von Francis Bacon) als literarische Form, sich ihrer selbst zu vergewissern. Dabei legt sie kein festgefügttes Denkgebäude vor, kein in sich abgeschottetes Ich, sondern sie stellt ihre poetologischen und philosophischen Überlegungen zur Diskussion. Dieses Kommunikationsangebot ist in verblüffend einfacher Sprache formuliert; das gilt für ihre Gedichte wie für ihre autobiographischen Prosatexte. Schreiben wird ihr zum ‚*imaginary homeland*‘ (Salman Rushdie), einer Heimat, die nicht an Herkunft und Besitz geknüpft ist, sondern als Geisteshaltung und Überlebenspraxis fungiert. „Dichtung blieb stets ein zentrales Interesse meines Lebens“, bemerkt Emma Kann in ihrer „Biographischen Notiz“ (1986).

Sie stammt aus einer assimilierten jüdischen Familie, fühlt sich stark dem abendländischen Bildungskanon der deutschen Literatur und Kultur verbunden und versteht sich als Humanistin, vielleicht in einem Goethe’schen Sinne. Gedanken zu einer Weltliteratur fehlen zwar, aber man erkennt kosmopolitische und interkulturelle Aspekte ihres Denkens und Schreibens. Vor allem Emma Kanns Naturauffassung ist der Goethes nahe und verwandt, wie ihr Gedicht „Der Vagabund“ (1940) zeigt, das in *Mnemosyne* (1998, Nr. 24, S. 15) abgedruckt wurde:

### **Der Vagabund**

Die Schnecke streckt aus ihrem Haus  
Behutsam beide Fühler aus.  
Sie sieht nicht, wie im Morgenlicht  
Aus Wald und Wiesen Schönheit bricht.  
Denn ihr ist Gott und Welt das Blatt  
An dem sie Halt und Speisung hat.

Ich hab kein Haus, das mit mir geht,  
Und keines, das im Fernen steht.  
Ein hoher Berg, ein grünes Feld,  
Ein schöner Blick sind meine Welt.  
Doch ein Ziel hat auch meine Fahrt:  
Die Freiheit, die mein Geist sich wahrht.

Emma Kann, die seit Herbst 1933 im Ausland lebte und arbeitete, durfte 1936 für einen Weihnachtsbesuch nicht nach Frankfurt zu ihrer Mutter und Großmutter reisen, weil ihr Name auf einer Liste der Ausgebürgerten stand, wie sie in „Meine Erinnerung an das Lager in Gurs“ (in: *Exil* 1995, Nr. 2) mitteilt. 1937 beantragte sie dann einen belgischen Staatenlosen-Pass, mit dem sie 1940 nach Frankreich floh, wo sie als ‚feindliche Ausländerin‘ interniert wurde. In ihrem Gedicht „Der Vagabund“ (1940) beschreibt Emma Kann in der ersten Strophe eine Naturszene, bei der sie die Schnecke in den Fokus rückt, ein kleines, unscheinbares, gewöhnliches Tier, vor dessen Schleim sich viele ekeln; sprichwörtlich ist die Schnecke für ihre Langsamkeit bekannt, literarisch ist sie nicht sonderlich prominent. In der zweiten Strophe stellt das lyrische Ich einen Vergleich mit der Schnecke an: Es ist ohne Obdach (hat kein Haus). Als Vagabund – um auf den Titel des Gedichts Bezug zu nehmen – führt das lyrische Ich ein unstetes, nicht sesshaftes Leben, woraus allerdings keine Klage wegen des Mangels folgt, denn das Ich fühlt sich glücklich aufgehoben in der Natur. Etwas hat der Vagabund (ein Ich) der Schnecke (einem Du) allerdings voraus: das Bewusstsein der Freiheit, die als Lebensziel des lyrischen Ich bezeichnet wird. Der Mensch unterscheidet sich vom Tier durch den Geist. Ob daraus eine Hierarchie der Geschöpfe abzuleiten ist, bleibt ungewiss, denn die Schnecke, das niedere Kriechtier, ist in ungetrübtem Einklang mit der Natur. Das lyrische Ich weiß um die Schönheit der Natur, ist also durch diese reflexive Position von ihr getrennt, kann

aber deren göttliche Einheit trotzdem sinnlich erfahren, wodurch es Zuversicht gewinnt.

Der Vagabund, jemand, der dem fahrenden Volk angehört, muss seine Freiheit nicht erst erstreiten, sondern lediglich die ihm gegebene Freiheit wahren. Verblüffend, dafür als Tier die Schnecke zu wählen. Verblüffend auch, dass die Emigrantin Emma Kann in diesem Gedicht aus dem Exil den Verlust der Heimat nicht beklagt. Flucht, Vertreibung und Verbannung sind für sie hier kein Thema. Das lyrische Ich – das nicht mit der Autorin identisch sein muss – findet Trost und Zuflucht in der Natur. Der Vagabund ist im Gedicht eine positiv konnotierte Figur, kein seiner Existenzmöglichkeiten Beraubter. Das Gedicht macht ihn zum Repräsentanten einer wohlverstandenen Freiheit, die als höchstes Gut des Menschen (sein Lebensziel) im vorletzten Vers genannt wird. Ähnlich wie schon in dem späteren Gedicht „Erinnerungssturm“ überraschen die lebensbejahenden, versöhnlichen Töne. Sie sind für Emma Kanns Werk durchaus charakteristisch.

14

★

Emma Kann beginnt ihr *Autobiographisches Mosaik* mit poetologischen Reflexionen. „Ich fürchte eine Welt ohne Transzendenz, eine Welt wie eine Kiste, die mit Brettern zugenagelt ist.“ (S. 29) Gedichte sind für sie ein Angebot zu einem Dialog mit Lesern und Leserinnen. Sie will die von ihr verdichteten Erlebnisse, Gefühle oder Gedanken mitteilen. In ihrem Essay „Das Ich, das Du und der Andere“ entwirft sie ein interkulturelles Kommunikationsmodell, das unterschiedliche Personen ins Gespräch bringt. Es geht dabei um einen offenen Austausch, nicht darum, jemanden zu beeinflussen oder gar zu überreden. Es ist der Andere, das Gegenüber, von dem das Ich seine Konturen bekommt. Identität entsteht weder durch einsame Selbstbestimmung noch durch triumphatorische Selbstbehauptung. Für Emma Kann entsteht Identität im „Angesicht des Anderen“, um mit Emmanuel Levinas zu sprechen. Die Autorin

hatte dem französischen Philosophen ihren Gedichtband *Im Anblick des Anderen* (1991) geschickt. Levinas hat, soweit wir wissen, nicht auf Emma Kanns Briefe geantwortet; er war gegenüber der Literatur skeptisch. Die Ähnlichkeit ihrer Positionen ist der Erfahrung des Holocaust geschuldet; eventuell steht Emma Kann der dialogischen Philosophie eines Martin Buber näher. Ihr ist aber vor allem eine offene kommunikative Dimension wichtig:

„Die Figur des ‚Anderen‘ ist weder ICH noch DU, obwohl sie sich manchmal dem DU nähert. In einem Zeitalter, das so starken Wert auf Selbstverwirklichung und Selbstgestaltung legt, gewinnt die Figur des ‚Anderen‘, des NICHT-ICHS, an Bedeutung, selbst als philosophisches Problem. Der ‚Anderere‘ ist im Wesentlichen der mir noch Fremde, zu dem ich Zugang suche, ihn noch nicht recht gefunden habe und ihn vielleicht nie finden werde.“ (S. 36)

15

Emma Kann grenzt sich hier klar von einer starken Ichbezogenheit, wie sie heute populär ist, ab. Ihr Verständigungsmodell setzt auf Respekt vor dem oder der Anderen und auf Toleranz. Darin bleibt sie – auch nach dem Zivilisationsbruch – den Ideen der Aufklärung und eines universell verstandenen Humanismus treu. Aus dieser Überzeugung heraus erklärt sich ihre konsequente Verwendung des generischen Maskulinums: der Leser, der Vagabund, der Mensch (hierin sind beide Geschlechter inbegriffen oder sollen es doch sein). Feministische Positionierungen sucht man bei Emma Kann vergebens. Reflexionen über Weiblichkeit oder ihr Frausein fehlen im *Autobiographischen Mosaik*. Damit bleibt sie hinter den Erwartungen ihrer eigenen Zeit zurück. Zwar betont sie stets ihre Eigenständigkeit, auf das gesellschaftspolitische Engagement ihrer Mutter und deren Freundin in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit ist sie stolz, für sie selbst ist das aber offensichtlich keine Option; zumindest ist dazu nichts überliefert. Ganz

anders verhält es sich mit ihren ökologischen Überzeugungen, die sie konsequent verfolgt und in ihren Gedichten immer wieder umsetzt.

„Für mich war die Natur etwas, an dem ich teilhatte, so wie die Welle teilhat am Ozean, dem sie entsteigt und in den sie zurückfällt, wenn ihre Bewegung sich bricht. Darin erblickte ich einen natürlichen Vorgang, eine Einzelheit in der Bewegung der Welt mit ihren vielen Formen, vom unendlich Kleinen zum unendlich Großen. Im Entstehen, im Entfalten und im Gebrochenwerden war diese Welt meine Heimat. Zumindest für mich blieb sie die Basis des religiösen Empfindens und auch das immer in mir nachklingende Erlebnis, aus dem heraus ich meine Gedichte schreibe und das ihnen, bei all ihrer Verschiedenheit, eine Einheit verleihen mag.“ (S. 75)

16

Ihre Betrachtungen der Natur verdeutlichen den Zusammenhang von religiösem Empfinden, philosophischer Reflexion und poetischer Gestaltung. An anderer Stelle spricht Emma Kann von einem durch Goethe und Spinoza angeregten Pantheismus, dem sie sich verbunden fühlt. Auch darin zeigt sich ein universalistischer Zug, der die Unterschiede der Religionen nicht an die erste Stelle setzt, sondern sie nachordnet. Gott ist für sie die „Vokabel für die Einheit der Welt“, wie es in dem Essay „Mein Judentum I“ heißt. Das begründet zum einen eine moralische Fundierung der Kultur – eine Grundeinstellung, die Emma Kann zum Teil als bürgerlich konservativ vorgeworfen wurde, – und zum anderen bestärkt diese Überzeugung ein modernes ökologisches Denken, das bei Emma Kann durchaus auch rationalen, wissenschaftlichen Einsichten folgt. In ihren ethischen Positionierungen ist die Autobiographin ganz klar.

Spät tritt Emma Kann der jüdischen Gemeinde in Konstanz bei. Ihr Lebensrückblick ist nicht durch den Wunsch nach Rache oder

Gerechtigkeit motiviert – für viele Holocaust-Überlebende war das eine treibende Kraft, Zeugnis abzulegen. Noch in hohem Alter blickt Emma Kann nach vorn und plädiert für „ein europäisches Judentum in Deutschland“. Ihrem *Autobiographischen Mosaik*, das Bruchstücke ihres Lebens zusammenträgt, stellt sie ein Zitat von Karl Raimund Popper, dem Begründer des Kritischen Rationalismus, voran, das auf die „vielen Quellen des Glücks“ hinweist. Damit stellt sie ihre Leserinnen und Leser auf die Lektüre ein.